

Der Puppenspieler.

Kriminal-Roman von Karl Kosner.

1.

Das war im Winter des vorigen Jahres.

Kurz nach Weihnachten, an einem wunderbaren Abend, an dem der frische Raubreif die Bäume und Sträucher des kleinen Gartens vor meinem Hause mit tausend glitzernden Kristallen beugte und die Luft kalt und klar über all der weißen Ruhe lag, passierte mir die unangenehme Geschichte. Hatte der Gärtner nicht ordentliche Aische gestreut — oder war ein ungeschickter Tritt von mir daran die Schuld — kurz, als ich eben aus dem Hause wollte, um nach dem Bahnhof zu gehen und mit der Vorortbahn nach der Stadt zu fahren, glitt ich auf der breiten Stufe, die von der Hausthür zum Gartenweg hinunterführt, aus und fiel so schlecht, daß ich mit einer Sehnenspannung am Knöchelgelenk des linken Fußes zu-
zog.

Die Sache war schmerzhaft und recht ärgerlich zugleich. Vorerstlich weniger wegen des Aufschlages, den dadurch meine nicht sehr wichtigen Geschäfte in der Stadt erlitten, sondern mehr darum, weil der Arzt mir sagte, daß wohl drei Wochen hinabgehen würden, ehe ich die Stube wieder verlassen dürfte.

Niemals in meinem Leben hat mir die Frist von drei Wochen so greulich lang, so unabweisbar geföhnen wie damals, als ich am Tage meines Unfalls auf dem Sofa meines Arbeitszimmers lag, und trübselig auf das bandagirte Bein hinunterblickte, das ich weit ausgebreitet auf einem niedrigen Schemel ruhen hatte.

Drei Wochen Stubenarrest! Gewiß mag es Menschen geben, denen das weiter nicht schlimm ersöhnen wäre, und die sich, wenn sie, so wie ich, im Leben draußen weiter nichts mehr zu veräumen haben, über die anstreifliche Ruhe nicht allzu sehr geärgert hätten. Mir aber ging die Sache nahe. Ich war in den fünf Jahren, die ich nun frei von Sorgen und Berufspflichten da draußen in dem stillen Vorortshäuschen wohnte, mit der Natur, die mir da ringsumher in meine Fenster schaute, auf du und du gekommen. Der morgendliche Gang durch Feld und Niederholz war mit ein liebes Bedürfnis geworden, und das, wonach ich mich in langen, arbeitsvollen Jahren gesehnt hatte, der ruhige Naturgenuss jenseits der besseren Hälfte des Lebens, erlitt durch den Unfall eine recht empfindliche Störung.

Auch mit den hübschen Abenden im Schachklub in der Stadt war's nun zunächst natürlich vorbei! Doppelt schade, denn gerade in jenen Tagen waren ein paar sehr feine Partien im Gang, deren Ausgang ich mit großem Interesse entgegen sah.

Ein leiser Trost in dieser Trübsal war mir allein die Hoffnung, daß mich Freund Richard Plant, der gleichfalls draußen in dem Vorort in seinem stillen Häuschen „Samsouci“ wohnte, an einem oder dem anderen Abend besuchen würde, um mir, als Partner am schwarz und weißen Brett, über die langen Stunden hinwegzuweisen und um dann, wenn wir die Figuren beiseite geföhnen hätten, mir ein paar freundschaftliche Plauderstunden zu schenken. Diese Hoffnung hat mein Freund Richard Plant getreu erfüllt. Schon am zweiten Abend meines Leidens stellte er sich mit Eintritt der frühen Dämmerung bei mir ein, und dann schoben wir beim Rauche der Zigarren die eisenbeinernen Figuren und plauderten nachher bei einer Flasche Mostel und dem beschriebenen Abendbrot, das meine Haushälterin mir und meinem lieben Gaste brachte, bis nahe um Mitternacht. Und von da ab hat mir Freund Plant in diese leidige Zeit meiner „Gefangenschaft“ die besten Stunden gebracht. Oft habe ich ihm abgehört: „Sie öffnen sich auf für mich, lieber Freund! Ich weiß, Sie können Ihre Zeit besser verbringen als hier bei mir armen Krüppel!“ Er hat nur den Kopf geschüttelt: „Unfinn, ich freue mich, Ihnen jetzt etwas sein zu können, und wenn sonst sollte an meiner Gesellschaft, an meinem Geplauder viel liegen?“

So blieb es denn dabei. Er kam beinahe Abend für Abend, und gerade in jenen Wochen erschloffen wir einander manchen stillen Winkel unserer Herzen, den wir bisher, trotz unserer jahrelangen Freundschaft, still und unberührt gelassen hatten. Aber auch über all die äußeren Dinge des Lebens, die an uns herantraten, tauschten wir unsere Gedanken in jener Zeit. Ich las viel während des Tages und besprach das Beste, was ich aus der Lektüre gewann, des Abends mit Richard Plant. Er aber, der, ehe er sich gleich mir zur Ruhe in den stillen Vorort zurückgezogen hatte, doch beinahe ein Menschenalter als Detektiv im Dienste der Wiener Polizei thätig gewesen war, erzählte mir manch feinselnden Fall, in dem er wirksam eingegriffen hatte, und dessen verschlungene, geheimnisvolle Fäden er damals mit entwirren konnte.

An einer Reihe solcher Abende war

es denn auch, daß Richard Plant mit der Geschichte eines Mannes erzählte, den er den „Puppenspieler“ nannte, und dessen merkwürdige Verbrechen durch lange Zeit der Wiener Polizei die unlösbarsten Räthsel boten, bis es der jähren Energie Planks nach manchem herben Mißerfolg endlich glückte, die letzten Schleier von den geheimnisvollen Vorgängen zu ziehen.

Wie und durch welchen Anlaß mein Freund auf diesen Fall zu sprechen kam?

Wie ist der ganze Vorgang noch so deutlich, als hätte er sich eben erst vor einer Stunde in meinem Zimmer abgespielt. Nach dem Abendbrot war es, die Zigarren rauchten, und ich sah wieder in meiner Sofaecke, das immer noch verbundene Bein auf dem niedrigen Schemel. Und ich erzählte meinen Freunden, der an der anderen Seite des Tisches Anker dem vollen Römer lag, von einer festsamen Notiz, die ich am selben Tage in einem großen Blatte verzeichnet gefunden hatte: „Ein neuer Kaspar Hauser“, hatte die Ueberschrift der Mittheilung gelaufen, und dann war der Bericht gegeben von einem jungen Menschen, den man umherirrend in den Straßen der Stadt gefunden hatte, und der nicht anzugeben wußte, wie er hieß, noch woher er stammte, der mühsam nur der Sprache mächtig war und doch erkennen ließ, daß er aus guten Kreisen kam. Bage Vermuthungen des Reporters waren an diesen Bericht geknüpft, Vermuthungen, daß es sich wohl um einen armen Seelenskranken handeln könne, der seiner privaten Pflegestätte entlaufen sei, oder um einen Menschen, den ein plötzlicher Rückenschlag seines Erinnerungsvermögens jäh beraubt hätte.

Und da, als ich diesen Notiz Erwähnung gethan und voll Interesse auf die festsame Lage der Dinge hingewiesen hatte, nickte Richard Plant und sah mit jenem sinnenden Fernblick vor sich hin, der stets in seine Augen trat, wenn er sich zurückversetzte in die Zeit vergangener Tage.

Unermittelt begann er dann zu sprechen: „Ja, ich habe den Bericht heute Morgen auch gelesen. Interessant! — gewiß, Sie haben recht — es ist ein Vortommis, das wiederum zu rathen gibt. Alltäglichkeit und irgend ein banales Geschehnis können sich als Lösung ergeben — aber auch unerkannte und unzugängliche Dinge des Seelenlebens können den Schlüssel bieten. Krankheit oder Verbrechen kann das letzte Wort des Vorganges heißen — aber weil unser Wissen heute vor den Thatfachen wie vor verschlossenen Thüren steht, so wundert unsere Phantasie um das „Geheimnis“.“

Für mich hat dieser Fall die Erinnerung an eines der festsamsten Verbrechen ausgelöst, die ich in meiner langen Laufbahn als Polizeibeamter kennen lernen konnte, an einen Fall, der damals alle Organe der Wiener Polizei aufs lebhafteste beschäftigte, und der sich in der Kriminalgeschichte den Ruf eines geradezu klassischen Beispiels für eine gewisse Sorte durch die längste Zeit scheinbar ganz unerklärlicher Vorgänge erworben hat. Ich meine die Verbrechen des „Puppenspielers“ — wie wir ihn nachher nannten...“

„Erzählen soll ich?“

„Ja — ich habe mich gerade heute und eben im Anschluß an die von Ihnen erwähnte Notiz, mit der Sichtung des alten, noch in meinen Händen befindlichen Materials beschäftigt — klar liegt die ganze Sache wieder vor mir. Und doch wird das Erzählen nicht so rasch zu machen sein, denn dieser Fall holte weit aus in seiner Vorgeschichte und trieb aus seinen Wurzeln Verbrechen nach allen Seiten. Versuchen kann ich's immerhin, Ihnen ein Bild der Dinge aufzurollen; ich thue es gerne — denn es ist gleich dem Falle Verleg in Pest, von dem ich Ihnen unlängst sprach, einer von jenen Fällen, in denen meine Untersuchungen den doppelten Erfolg ergeben haben, die wahre Schuld zu treffen und zugleich auch die Unschuld, die unter den furchtbaren Verdachtsmomenten darniederlag, von jeder unerdienten Strafe zu befreien.“

Richard Plant hob den Römer und nickte mir zu. Kein Klagen die geschliffenen Gläser aneinander. Dann füllte ich aufs neue, und während in seine Augen wiederum der ziellose Fernblick der Erinnerung trat, begann er zu erzählen.

„Also, zu Beginn der neunziger Jahre war's.“

„In Wien stand damals der Polizeirath Franz an der Spitze der Kriminalpolizei, ein sehr kluger und umsichtiger Mann, der nicht, wie sein Vorgänger, der Herr von Lambertini, nur am grünen Tische eine Art theoretischer Sachkenntnis sich angeeignet hatte, sondern der sich selbst in einer langjährigen Thätigkeit als Untersuchungsrichter reiche, praktische Erfahrungen im direkten Verbrechen mit den Verbrechen und bei näher Anschauung der Verbrechen erworben hatte. In seiner führenden Stellung

hat er dann das Polizeiwesen in Wien und namentlich den Wiener Sicherheitsdienst von vielen alten und veralteten Einrichtungen befreit und innerhalb weniger Jahre mit großer Energie auf eine wesentlich höhere Stufe gehoben.

Für die Verbrecher war das natürlich eine böse Zeit — die Kriminalstatistik jener Jahre gibt dafür das beste Zeugniß. Mit Beamten aber, denen es eine Herzenssache war um den Dienst — und das ist eben beim echten Detektiv gewöhnlich oder immer der Fall — wir haben aufgehört. Für uns war eine Zeit gekommen, in der die vorgelegte Stelle nicht mehr wegen jedes Telegrammes, jeder nöthig gewordenen Eisenbahnfahrt oder sonstigen Spesenausgabe ängstlich und nörgelnd rechnete, in der es weniger darauf angelegt wurde, Ersparnisse am Budget zu machen, als vielmehr das höchste Ziel der Sicherheitspolizei zu erreichen: möglichst viele Verbrechen zu verhindern und, wenn trotz aller Wachsamkeit dennoch Verbrechen vorgekommen waren, die Schuldigen möglichst sicher und rasch beim Straken zu fassen.

Ich selbst wurde meiner ziemlich umfassenden Sprachkenntnisse und meiner Erfahrungen im Verkehre mit auswärtigen Behörden wegen, damals besonders zu schwierigen Erhebungen und sonstigen ersten Missionen im Ausland verwendet, so daß ich oft monatelang von Wien fern war.

„Und da, als ich eines Tages eben nach nahezu vierteljähriger Abwesenheit in Gesellschaft eines wackeren Bankdirektors, den seine Sehnsucht in die Ferne mit rund einer Million Gulden von anderer Leute Geld noch mancherlei Kreuz- und Querfahrten bis nach Cuba geführt hatte, nach Hause zurückgekehrt war, hörte ich zuerst von jenen festsamen Verbrechen, deren Klärung mich dann durch so lange Zeit in Wien halten und aufs schärfste beschäftigen sollte.“

„Ich habe gesagt, ich „hörte“ damals zuerst von diesen Dingen — das ist eigentlich nicht ganz richtig. Das erste, was ich darum erfuhr, kam mir durch eine Zeitung zu Gesicht, durch das Morgenblatt der „Neuen Freien Presse“. Das ist am Tage nach meiner spät Abends erfolgten Rückkehr nach Wien auf meinem Frühstückstische fand. Am Abend meiner Ankunft selbst hatte ich nur noch für die regelmäßigen Unterzunft meines Reisegenossen georgt, dann war ich, müde und abgebeht von der langen Reise, in meine kleine, kleine Wohnung gefahren, fest entschlossen, mir nun nach Monaten voll aufreibender Strapazen ein paar Tage der unbedingten Ruhe zu gönnen.“

„Und doch war es trotz all der schönen Vorläufe am nächsten Morgen schon nach jenem Blide in die Zeitung mit diesem Plan vorbei! Was ich las und was mich sofort dermaßen fesselte und mein Interesse in so hohem Maße in Anspruch nahm, war der über spaltenlange, ausführliche Bericht über einen kühnen Einbruch, der in Wien soeben ausgeführt worden war.“

Richard Plant hielt ein; er tastete nach der Brusttasche seines Rockes, holte die umfangreiche, mit Stripstücken aller Art gefüllte Brieftasche hervor, die ihn nie verließ, und entnahm ihr ein schon stark angegriffenes Zeitungsbild, das er sorgfältig auseinanderstreckte. Und während er die Brieftasche wiederum versorgte, sprach er weiter:

„Es ist kein Zufall, daß ich Ihnen diesen Bericht hier im Original vorlegen kann — das Blatt fiel mir heute Vormittag, als ich in dem Materiale des Falles traute, in die Hände, und als ich es da zu mir stellte, war wohl in mir schon unklar der Gedanke wach, daß wir vielleicht von diesen Dingen plaudern würden.“

(Fortsetzung folgt.)

Im hannoverschen Courier zeigt der Magistrat in Hardegegn an: „Die Stelle eines Rämmerers (städtischen Rechnungsführers) soll tunlichst bald schein gegen die Prohibition zu protestieren. Er sorgt dafür, daß die trockensten Counties gehörig naß werden.“

Hoffentlich rechnet der New Yorker Juwelier, der dem Sultan den Diamanten für \$400,000 verkaufte, nicht darauf, daß unsere Flotte den Betrag der Rechnung eintreibt.

Kleine Bosheiten sind geistreich, große — Grobheiten.

Es gibt Menschen, die sich nie ärgern, sondern immer nur — andere.

Die Münchener Neuesten Nachrichten enthalten folgendes Heiratsgeschick: „Geb. Mädchen ohne Vermögen, aber mit Temperament und wertvollem Meißener Tafelservice sucht einen dazu passenden Mann.“ Das ist schlimm. Wenn ein Mädchen mit Temperament einen Porzellanmann nimmt, dann ist hundert gegen eins zu wetten, daß er nicht lange hält.

New Yorker Polizisten müssen die italienische Sprache erlernen, damit das Einfangen der Verbrecher ihnen keine sprachlichen Schwierigkeiten bereitet. Die Venetianer und die schwarze Hand scheinen der Verbreitung der Verbreitung der italienischen Sprache

Auf falschem Boden.

Roman von S. Courth's - Rabler.

(Schluß.)

Während Rasmussen mit großer Energie die Scheidung seiner Tochter betrieb und sie so viel wie möglich verschonte mit all den unangenehmen Einzelheiten, erholte sich Hella im Schutze treuester Liebe von all den trüben Erfahrungen ihrer kurzen Ehe.

Als endlich die Scheidung ausgesprochen wurde, löste ein Thränenstrom die letzten Spuren der Bitterkeit aus ihrer Seele, und als sie nicht lange danach erfuhr, daß Franz Bohned sich mit Elsa Kleefeld verheiratet hatte, füllte sie sich vollends von ihm losgelöst.

Eines Tages sah Hella in ihrem kleinen Salon und sah träumerisch hinaus in den Garten, der weiß verschneit und winterstill vor ihren Blicken lag.

Da trat Ewen zu ihr ein und stellte sich ihr gegenüber, den Kopf mit der Hand auf den Kaminsims gestützt.

Hella sah ihn lächelnd und etwas befangen an. „Was soll ich von Ihnen denken, Ewen? Mitten am hellen Tage unterbrechen Sie Ihre Arbeit, um mir — kumme Gesellschaft zu leisten.“

Er sah sie mit brennenden Augen an. „Ich kann nicht arbeiten, Hella. Es läßt mich da drüben keine Ruhe. Ich stehe stundenlang unthätig am Atelierfenster und schaue herüber zu Ihnen.“

Sie erglühte, sprach aber kein Wort.

Er trat dicht zu ihr heran. „Hella — Sie wissen, was mich so ruhelos macht. Seit ich weiß, daß Sie frei sind, kann ich nichts mehr denken und thun. Ich möchte Sie schonen, möchte Ihnen Zeit lassen, zu verwinden, aber ich kann nicht mehr.“ Er sah ihre Hände und zog sie zu sich empor.

Sie sah ihn innig an.

„Hella, darf ich denn endlich glücklich sein? Willst Du mir angehören in Freud und Leid?“

Sie legte ihre Arme um seinen Hals und lebte ihren Kopf an seine Wange. „Wenn Du mich haben willst, so nimm mich hin. Mein Herz gehört nur Dir allein.“

Er zog sie fest an sich. Seine Arme zitterten, und dies Zittern verrieth ihr die Macht, die sie über diesen Mann hatte, und die Anstrengung, die ihm seine Zurückhaltung gekostet hatte.

Sein Gesicht war durch strahlende Seligkeit befeilt. „Hella — süßes, geliebtes Weib — ich halte Dich und lasse Dich nimmer!“ sagte er mit halberstimmter Stimme und küßte sie auf den bebenden Mund.

Fast aneinandergerückt standen sie lange in seliger Versunkenheit und vergaßen alles über der Gewißheit ihrer Liebe.

Als Hella dann sprechen wollte, schloß er ihr den Mund. „Sprich nicht, sei still, laß mich nur fühlen, daß ich Dich halten darf, daß ich diesen geliebten Mund mit Küffen bedecken kann, so oft ich will. So lange hab' ich mich danach sehnen müssen, so lange gedurft — ich will Dich nun einhüllen in meine Liebe wie in einen goldenen Mantel — mein Weib, meine Hella!“

Hella schloß die Augen. Die große, gewaltige, heiße Liebe Ewens flutete über sie hin. Sie dachte nicht mehr daran, ob sie feiner noch werth war, nachdem sie jenem anderen schon im Arm gelegen, denn das, was sie mit Ewen verband, war so stark, so rein und tief, daß alles andere wesenlos von ihr abfiel.

Sie blieben beisammen, bis in der Dämmerstunde Rasmussen aus seinem Atelier kam. Er fand die Liebenden innig umschlungen am Fenster sitzen. Das strahlende Glück in ihren Augen sagte ihm alles. Mit frohem Gesicht trat er auf sie zu und schloß beide zugleich in seine Arme.

„Meine Kinder — ich bin glücklich, daß Ihr Euch angehöret dürft nach so langer Zerrfahrt. Nun seid Ihr beide für immer auf dem richtigen Boden, auf dem der Liebe.“ Hella, Du hast Dir einen Mann errungen, der mir der beste und tüchtigste von allen erscheint, und Du, mein geliebter Sohn, dem mein Herz schon längst diesen Namen gab, Du wirst meine Hella verstehen, wie sie verstanden sein muß, wenn die Schätze in ihrem Wesen sich zur vollen Blüthe entfalten sollen.“

Die Hochzeit fand auf Ewens dringenden Wunsch schon nach wenigen Wochen statt. Eine Hochzeitsreise machten sie nicht, denn Ewen wollte Hella im Frühsommer nach Schweden zu seinen Eltern bringen, um sich deren Segen zu holen.

Das junge Paar bezog die Villa Rasmussens, und der Professor richtete sich in Ewens Gartenhäuschen ein. Frau Viedentru blieb natürlich im Hause. Ewen hatte Hella ein reizendes Plätzchen geschaffen in seinem Atelier. Dort saß sie mit einem Buch oder einer Handarbeit, und wenn Ewen mit seinen Augen das holde Bild umfing, dann weitete sich seine Brust im frohen Aufstehen, und wenn die Sehnsucht gar zu groß wurde, dann warf er die Arbeit hin und trank sich satt an den Lippen seiner Trauteken.

August Bröstell war erst sehr betrübt gewesen, daß er nicht mehr für seinen Herrn tochen und wirtschaften konnte. Aber er fand sich bald da-

rein, Frau Viedentru an die Hand zu legen, denn zu thun gab es genug für ihn, zumal als zwei holde Kinderchen ihren Einzug hielten in der Villa Rasmussens.

Ihren Großvater waren diese Kinder der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit und die Schönheit ihrer kleinen rosigen Körperchen hielt er fest in allen möglichen Stellungen und Ecken.

Ewen Andersen aber schuf große, gewaltige Werke, er wurde der Ersten einer noch manchmal an die reizende lichte Erscheinung, die ein kurzes Jahr darinnen ein Scheinbasen geführt hatte. Aber er wehrte dieser Erinnerung, so viel er konnte. Franz Bohned wollte sich nicht eingestehen, daß seine erste Frau doch liebenswerther gewesen war als die zweite, wenn die sich auch willig von ihm tyrannisieren ließ.

Ende.

Aquaapomanie.

In der ärztlichen Wochenschau wird dem Blatt zufolge neuerdings auf eine Krankheit aufmerksam gemacht, die gerade jetzt sehr häufig und namentlich bei Frauen auftritt. Sie ist zwar der Wissenschaft sowie den Laienkreisen lange bekannt, ihre Behandlung wurde aber leider bisher erfolglos unternommen. Sie wird von den Ärzten Aquaapomanie, auf deutsch Seifenwasserfucht benannt.

Das eigenthümliche dieser Krankheit ist, daß sie nur bei dem weiblichen Geschlecht auftritt, vordringend bei verheirateten Frauen, und zu bestimmten Zeiten epidemisch um sich greift, meistens vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten.

Sie ist keine dieser wichtigen Krankheiten, wie etwa Malaria, Typhus, Diphtherie, die den Menschen packen und gewissermaßen für die Zeit des Krankseins unschädlich machen — oh nein! — Zuerst erfährt eine grenzenlose Nervosität die von der Krankheit Befallene, so daß sie nicht zur Ruhe zu kommen vermag. Kein Winkel der Wohnung ist vor ihr sicher — überall läuft sie herum, durchstöbert und sucht, reißt Gardinen, Vorhänge, Bilder herunter, nimmt Teppiche auf, rückt Möbel auseinander, eignet sich in kleptomantischer Weise sämtliche Bürsten, Lederschlappen, Wolltücher, Seifenschalen, Wassereimer an und findet es durchaus nothwendig, sich mit fremden Individuen zu umgeben, die einen sonderlich penetranten Geruch von Terpentin, Oelfarbe und Seifenlauge verbreiten und die eigenthümlichste haben, nicht zu erscheinen, wenn sie am dringendsten gewünscht werden.

Befreudeten Geschlechtern hingegen läuft die Aquaapomaniekrante mit an Gehirnparalyse gemahrender Schaeu aus dem Weg. Schon der leiseste Schritt auf der Treppe, den sie natürlich bei ihren Zerrfahrten durch Korridor, Speisekammer, Salon, Badezimmer und andere Räumlichkeiten hören muß, bringt sie zur Flucht und steigert ihre Nervosität in zwei bis drei Tagen derartig, daß nun das akute Krankheitsstadium eintritt.

Krantengeruch durchzieht die Wohnung und ist in seiner Zusammenstellung aus Seifenlauge, Borax, Terpentin und Wachs so penetrant, daß er trotz bester Ventilation durch das ganze Haus dringt. Die Krante vermag vor lauter Unruhe ihre bestimmte Morgenstunde nicht mehr einzuhalten. Beim ersten Hahnenschrei steigt sie wie in Fieberhaft auf und stürzt sich in schredlichster Bekleidung — in kurzen Röden, in wehendem Kopftuch, mit Klopfer und Abstäuber auf die schon an den vorigen Tagen aus ihrer bedächtigen Bequemlichkeit gebrachten Gegenstände. Alle Postermöbel sind ihre Feinde. An ihnen küßt sie sonderlich das nervöse Blut. Dann und wann entfähet ein

Seufzer der Wohlthätigkeit ihren vor Anstrengung blaffen Lippen, erbellt ein Strahl der Begeisterung die vor Staub trübten Augen.

Wie alle wirklich Kranten — so j. B. fiebernde Nachtwandler u. s. w., entwickelt die Aquaapomanie - Krante ganz eigenartige Fähigkeiten. So vermag sie zum Beispiel einer Trapezkünstlerin gleich auf hoher Leiter einherzuspazieren und allerlei Verrenkungen auszuführen oder wie Schlangemenschen sich dünn und geschmeidig zu machen, um in Winkel und unter Gegenstände zu kriechen, die in gesundem Zustande ihren Proportionen absolut nicht dimensional sind. Jedoch das gefährliche Stadium der Krankheit ist erst erreicht, wenn dampfende Wolken und weißschäumendes Raß als einziges Veruhigungsmittel der Kranten verabfolgt werden müssen. Ihr Verlangen nach dem feuchten Element ist dann so groß, so gefahrvoll nachdrücklich, daß ganze Eimer Seifenwasser nicht genügen. Stromweise vergießt sie den glühenden Schaum.

„Seifenwasser — mehr Seifenwasser!“ Kein anderer Laut entringt sich ihren blaffen Lippen, und mit zitternden Händen greift sie nach immer neuen Quantitäten. „Raß und nasser wird's im Saal und auf den Stufen.“ — alles entflucht und überläßt die Krante ihrem Schicksal.

Nach dem gefahrvollen Gier nach frischem Seifenwasser erklärt sich die wissenschaftliche Bezeichnung der Krankheit: Aquaapomanie, zu deutsch: Seifenwasserfucht.

Das eigenthümliche dieser Krankheit ist, daß sie nur bei dem weiblichen Geschlecht auftritt, vordringend bei verheirateten Frauen, und zu bestimmten Zeiten epidemisch um sich greift, meistens vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten.

Sie ist keine dieser wichtigen Krankheiten, wie etwa Malaria, Typhus, Diphtherie, die den Menschen packen und gewissermaßen für die Zeit des Krankseins unschädlich machen — oh nein! — Zuerst erfährt eine grenzenlose Nervosität die von der Krankheit Befallene, so daß sie nicht zur Ruhe zu kommen vermag. Kein Winkel der Wohnung ist vor ihr sicher — überall läuft sie herum, durchstöbert und sucht, reißt Gardinen, Vorhänge, Bilder herunter, nimmt Teppiche auf, rückt Möbel auseinander, eignet sich in kleptomantischer Weise sämtliche Bürsten, Lederschlappen, Wolltücher, Seifenschalen, Wassereimer an und findet es durchaus nothwendig, sich mit fremden Individuen zu umgeben, die einen sonderlich penetranten Geruch von Terpentin, Oelfarbe und Seifenlauge verbreiten und die eigenthümlichste haben, nicht zu erscheinen, wenn sie am dringendsten gewünscht werden.

Befreudeten Geschlechtern hingegen läuft die Aquaapomaniekrante mit an Gehirnparalyse gemahrender Schaeu aus dem Weg. Schon der leiseste Schritt auf der Treppe, den sie natürlich bei ihren Zerrfahrten durch Korridor, Speisekammer, Salon, Badezimmer und andere Räumlichkeiten hören muß, bringt sie zur Flucht und steigert ihre Nervosität in zwei bis drei Tagen derartig, daß nun das akute Krankheitsstadium eintritt.

Krantengeruch durchzieht die Wohnung und ist in seiner Zusammenstellung aus Seifenlauge, Borax, Terpentin und Wachs so penetrant, daß er trotz bester Ventilation durch das ganze Haus dringt. Die Krante vermag vor lauter Unruhe ihre bestimmte Morgenstunde nicht mehr einzuhalten. Beim ersten Hahnenschrei steigt sie wie in Fieberhaft auf und stürzt sich in schredlichster Bekleidung — in kurzen Röden, in wehendem Kopftuch, mit Klopfer und Abstäuber auf die schon an den vorigen Tagen aus ihrer bedächtigen Bequemlichkeit gebrachten Gegenstände. Alle Postermöbel sind ihre Feinde. An ihnen küßt sie sonderlich das nervöse Blut. Dann und wann entfähet ein

Seufzer der Wohlthätigkeit ihren vor Anstrengung blaffen Lippen, erbellt ein Strahl der Begeisterung die vor Staub trübten Augen.

Wie alle wirklich Kranten — so j. B. fiebernde Nachtwandler u. s. w., entwickelt die Aquaapomanie - Krante ganz eigenartige Fähigkeiten. So vermag sie zum Beispiel einer Trapezkünstlerin gleich auf hoher Leiter einherzuspazieren und allerlei Verrenkungen auszuführen oder wie Schlangemenschen sich dünn und geschmeidig zu machen, um in Winkel und unter Gegenstände zu kriechen, die in gesundem Zustande ihren Proportionen absolut nicht dimensional sind. Jedoch das gefährliche Stadium der Krankheit ist erst erreicht, wenn dampfende Wolken und weißschäumendes Raß als einziges Veruhigungsmittel der Kranten verabfolgt werden müssen. Ihr Verlangen nach dem feuchten Element ist dann so groß, so gefahrvoll nachdrücklich, daß ganze Eimer Seifenwasser nicht genügen. Stromweise vergießt sie den glühenden Schaum.

„Seifenwasser — mehr Seifenwasser!“ Kein anderer Laut entringt sich ihren blaffen Lippen, und mit zitternden Händen greift sie nach immer neuen Quantitäten. „Raß und nasser wird's im Saal und auf den Stufen.“ — alles entflucht und überläßt die Krante ihrem Schicksal.

Nach dem gefahrvollen Gier nach frischem Seifenwasser erklärt sich die wissenschaftliche Bezeichnung der Krankheit: Aquaapomanie, zu deutsch: Seifenwasserfucht.

Seufzer der Wohlthätigkeit ihren vor Anstrengung blaffen Lippen, erbellt ein Strahl der Begeisterung die vor Staub trübten Augen.

Wie alle wirklich Kranten — so j. B. fiebernde Nachtwandler u. s. w., entwickelt die Aquaapomanie - Krante ganz eigenartige Fähigkeiten. So vermag sie zum Beispiel einer Trapezkünstlerin gleich auf hoher Leiter einherzuspazieren und allerlei Verrenkungen auszuführen oder wie Schlangemenschen sich dünn und geschmeidig zu machen, um in Winkel und unter Gegenstände zu kriechen, die in gesundem Zustande ihren Proportionen absolut nicht dimensional sind. Jedoch das gefährliche Stadium der Krankheit ist erst erreicht, wenn dampfende Wolken und weißschäumendes Raß als einziges Veruhigungsmittel der Kranten verabfolgt werden müssen. Ihr Verlangen nach dem feuchten Element ist dann so groß, so gefahrvoll nachdrücklich, daß ganze Eimer Seifenwasser nicht genügen. Stromweise vergießt sie den glühenden Schaum.

„Seifenwasser — mehr Seifenwasser!“ Kein anderer Laut entringt sich ihren blaffen Lippen, und mit zitternden Händen greift sie nach immer neuen Quantitäten. „Raß und nasser wird's im Saal und auf den Stufen.“ — alles entflucht und überläßt die Krante ihrem Schicksal.

Nach dem gefahrvollen Gier nach frischem Seifenwasser erklärt sich die wissenschaftliche Bezeichnung der Krankheit: Aquaapomanie, zu deutsch: Seifenwasserfucht.

Das eigenthümliche dieser Krankheit ist, daß sie nur bei dem weiblichen Geschlecht auftritt, vordringend bei verheirateten Frauen, und zu bestimmten Zeiten epidemisch um sich greift, meistens vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten.

Sie ist keine dieser wichtigen Krankheiten, wie etwa Malaria, Typhus, Diphtherie, die den Menschen packen und gewissermaßen für die Zeit des Krankseins unschädlich machen — oh nein! — Zuerst erfährt eine grenzenlose Nervosität die von der Krankheit Befallene, so daß sie nicht zur Ruhe zu kommen vermag. Kein Winkel der Wohnung ist vor ihr sicher — überall läuft sie herum, durchstöbert und sucht, reißt Gardinen, Vorhänge, Bilder herunter, nimmt Teppiche auf, rückt Möbel auseinander, eignet sich in kleptomantischer Weise sämtliche Bürsten, Lederschlappen, Wolltücher, Seifenschalen, Wassereimer an und findet es durchaus nothwendig, sich mit fremden Individuen zu umgeben, die einen sonderlich penetranten Geruch von Terpentin, Oelfarbe und Seifenlauge verbreiten und die eigenthümlichste haben, nicht zu erscheinen, wenn sie am dringendsten gewünscht werden.

Befreudeten Geschlechtern hingegen läuft die Aquaapomaniekrante mit an Gehirnparalyse gemahrender Schaeu aus dem Weg. Schon der leiseste Schritt auf der Treppe, den sie natürlich bei ihren Zerrfahrten durch Korridor, Speisekammer, Salon, Badezimmer und andere Räumlichkeiten hören muß, bringt sie zur Flucht und steigert ihre Nervosität in zwei bis drei Tagen derartig, daß nun das akute Krankheitsstadium eintritt.

Krantengeruch durchzieht die Wohnung und ist in seiner Zusammenstellung aus Seifenlauge, Borax, Terpentin und Wachs so penetrant, daß er trotz bester Ventilation durch das ganze Haus dringt. Die Krante vermag vor lauter Unruhe ihre bestimmte Morgenstunde nicht mehr einzuhalten. Beim ersten Hahnenschrei steigt sie wie in Fieberhaft auf und stürzt sich in schredlichster Bekleidung — in kurzen Röden, in wehendem Kopftuch, mit Klopfer und Abstäuber auf die schon an den vorigen Tagen aus ihrer bedächtigen Bequemlichkeit gebrachten Gegenstände. Alle Postermöbel sind ihre Feinde. An ihnen küßt sie sonderlich das nervöse Blut. Dann und wann entfähet ein

Seufzer der Wohlthätigkeit ihren vor Anstrengung blaffen Lippen, erbellt ein Strahl der Begeisterung die vor Staub trübten Augen.

Wie alle wirklich Kranten — so j. B. fiebernde Nachtwandler u. s. w., entwickelt die Aquaapomanie - Krante ganz eigenartige Fähigkeiten. So vermag sie zum Beispiel einer Trapezkünstlerin gleich auf hoher Leiter einherzuspazieren und allerlei Verrenkungen auszuführen oder wie Schlangemenschen sich dünn und geschmeidig zu machen, um in Winkel und unter Gegenstände zu kriechen, die in gesundem Zustande ihren Proportionen absolut nicht dimensional sind. Jedoch das gefährliche Stadium der Krankheit ist erst erreicht, wenn dampfende Wolken und weißschäumendes Raß als einziges Veruhigungsmittel der Kranten verabfolgt werden müssen. Ihr Verlangen nach dem feuchten Element ist dann so groß, so gefahrvoll nachdrücklich, daß ganze Eimer Seifenwasser nicht genügen. Stromweise vergießt sie den glühenden Schaum.

„Seifenwasser — mehr Seifenwasser!“ Kein anderer Laut entringt sich ihren blaffen Lippen, und mit zitternden Händen greift sie nach immer neuen Quantitäten. „Raß und nasser wird's im Saal und auf den Stufen.“ — alles entflucht und überläßt die Krante ihrem Schicksal.

Nach dem gefahrvollen Gier nach frischem Seifenwasser erklärt sich die wissenschaftliche Bezeichnung der Krankheit: Aquaapomanie, zu deutsch: Seifenwasserfucht.

Das eigenthümliche dieser Krankheit ist, daß sie nur bei dem weiblichen Geschlecht auftritt, vordringend bei verheirateten Frauen, und zu bestimmten Zeiten epidemisch um sich greift, meistens vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten.

Sie ist keine dieser wichtigen Krankheiten, wie etwa Malaria, Typhus, Diphtherie, die den Menschen packen und gewissermaßen für die Zeit des Krankseins unschädlich machen — oh nein! — Zuerst erfährt eine grenzenlose Nervosität die von der Krankheit Befallene, so daß sie nicht zur Ruhe zu kommen vermag. Kein Winkel der Wohnung ist vor ihr sicher — überall läuft sie herum, durchstöbert und sucht, reißt Gardinen, Vorhänge, Bilder herunter, nimmt Teppiche auf, rückt Möbel auseinander, eignet sich in kleptomantischer Weise sämtliche Bürsten, Lederschlappen, Wolltücher, Seifenschalen, Wassereimer an und findet es durchaus nothwendig, sich mit fremden Individuen zu umgeben, die einen sonderlich penetranten Geruch von Terpentin, Oelfarbe und Seifenlauge verbreiten und die eigenthümlichste haben, nicht zu erscheinen, wenn sie am dringendsten gewünscht werden.

Befreudeten Geschlechtern hingegen läuft die Aquaapomaniekrante mit an Gehirnparalyse gemahrender Schaeu aus dem Weg. Schon der leiseste Schritt auf der Treppe, den sie natürlich bei ihren Zerrfahrten durch Korridor, Speisekammer, Salon, Badezimmer und andere Räumlichkeiten hören muß, bringt sie zur Flucht und steigert ihre Nervosität in zwei bis drei Tagen derartig, daß nun das akute Krankheitsstadium eintritt.

Krantengeruch durchzieht die Wohnung und ist in seiner Zusammenstellung aus Seifenlauge, Borax, Terpentin und Wachs so penetrant, daß er trotz bester Ventilation durch das ganze Haus dringt. Die Krante vermag vor lauter Unruhe ihre bestimmte Morgenstunde nicht mehr einzuhalten. Beim ersten Hahnenschrei steigt sie wie in Fieberhaft auf und stürzt sich in schredlichster Bekleidung — in kurzen Röden, in wehendem Kopftuch, mit Klopfer und Abstäuber auf die schon an den vorigen Tagen aus ihrer bedächtigen Bequemlichkeit gebrachten Gegenstände. Alle Postermöbel sind ihre Feinde. An ihnen küßt sie sonderlich das nervöse Blut. Dann und wann entfähet ein

Seufzer der Wohlthätigkeit ihren vor Anstrengung blaffen Lippen, erbellt ein Strahl der Begeisterung die vor Staub trübten Augen.

Wie alle wirklich Kranten — so j. B. fiebernde Nachtwandler u. s. w., entwickelt die Aquaapomanie - Krante ganz eigenartige Fähigkeiten. So vermag sie zum Beispiel einer Trapezkünstlerin gleich auf hoher Leiter einherzuspazieren und allerlei Verrenkungen auszuführen oder wie Schlangemenschen sich dünn und geschmeidig zu machen, um in Winkel und unter Gegenstände zu kriechen, die in gesundem Zustande ihren Proportionen absolut nicht dimensional sind. Jedoch das gefährliche Stadium der Krankheit ist erst erreicht, wenn dampfende Wolken und weißschäumendes Raß als einziges Veruhigungsmittel der Kranten verabfolgt werden müssen. Ihr Verlangen nach dem feuchten Element ist dann so groß, so gefahrvoll nachdrücklich, daß ganze Eimer Seifenwasser nicht genügen. Stromweise vergießt sie den glühenden Schaum.

„Seifenwasser — mehr Seifenwasser!“ Kein anderer Laut entringt sich ihren blaffen Lippen, und mit zitternden Händen greift sie nach immer neuen Quantitäten. „Raß und nasser wird's im Saal und auf den Stufen.“ — alles entflucht und überläßt die Krante ihrem Schicksal.

Nach dem gefahrvollen Gier nach frischem Seifenwasser erklärt sich die wissenschaftliche Bezeichnung der Krankheit: Aquaapomanie, zu deutsch: Seifenwasserfucht.

Das eigenthümliche dieser Krankheit ist, daß sie nur bei dem weiblichen Geschlecht auftritt, vordringend bei verheirateten Frauen, und zu bestimmten Zeiten epidemisch um sich greift, meistens vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten.



Dame (die auf einer Soiree einen Arzt fortwährend mit tschamantischen Fragen belästigt): „Bitte, Herr Medizinalrath, sagen Sie mir doch auch, was Sie thun, wenn Sie erkranken sind?“
Arzt (ärgerlich): „Ich huste und nie, gnädige Frau!“